

# Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 212 — Sonntag, 6. August 1933.

## Neußer Kirmeslied.

Auf Ihr Neusser Bürger all!  
Das Schützenfest rückt an;  
Allsamstäglich zum Festsaal wall!  
Ein Jeder, Mann für Mann!  
Das alte vaterstädt'sche Fest,  
Es kann nicht untergeh'n.  
So lange St. Quirinus fest  
Auf seinem Turm wird steh'n!

So lang noch alles Hand in Hand,  
Und Seit' an Seit' marschiert,  
So lang noch Zwietracht unbekannt,  
Und Missgunst nicht regiert,  
So lang den Frieden trübt kein Hauch,  
Uns keine Feind' bedrüh'n:  
So lang' wird uns're Stadt sich auch  
Am Schützenfest erfreu'n!

So lang' uns die Behörden hier  
Noch treu zur Seite steh'n,  
So lang' noch Bürgertugend wir  
Zu hegen wir versteh'n,  
So lang' die Bruderlieb' in Gunst  
Und stetig wird gepflegt:  
So lange noch — kein eitler Dunst —  
Das Fest sein' Früchte trägt!

So lang' noch wird die Einigkeit  
Nicht bloss zum Schein geübt,  
So lang' nicht durch Parteilichkeit  
Die Ordnung wird getrübt,  
Nicht Bürger gegen Bürger hetzt  
Und Hass und Zwietracht sä't:  
So lange sicher unverletzt  
Das Schützenfest besteht!

So lang' noch Jeder freien Will'  
Und Meinung haben darf,  
Sein' Pflicht als Bürger treu erfüllt,  
Nicht schiesst allzu scharf:  
So lang' bleibt unser Schützenfest  
Das schönst' am ganzen Rhein!  
Drum soll auch unser Lebensrest  
Ihm ganz geweiht sein!

## Das Neußer Fest in der Kunst.

Es ist selbstverständlich, daß ein so tiefgreifendes und weitfassendes Fest wie das Neußer Schützen- und Volksfest, das wieder Ende August gefeiert werden soll, auch seinen Ausdruck in der Kunst findet; daß es nicht nur die heimischen Künstler sind, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben, wird man als einen Beweis dafür gelten lassen können, wie das Neußer Fest über die engeren Grenzen der Heimat hinausgreift in weitere Weiten.

Eigentlich hat es sich nicht dazu gedrängt; denn es ist sich in selbstgenügender Freude seit je genug gewesen, nur, daß es eben die Neußer in der Fremde besonders um diese Zeit mit magischer Gewalt anzieht und heimholt, sie erfüllt mit einem Gefühl von Gebundenheit an diese heimatliche Erde, an diese Musik und diesen Rhythmus, das schon neue Sehnsucht schafft, ehe es die alte recht erfüllte.

Dichter und Maler haben aus dem Neußer Fest manche Anregung bezogen erst, als im März Otto Bries in Neuß aus seinen Werken las, hat er aus seinen rheinischen Gedichten eines vorgelesen, das die Neußer Kirmes zum Vorwurf hatte, und von dem wir noch nichts wußten:

„In hundert Buden flattern Fahnen bunt,  
Die Luftballone träubeln an den Stöcken.  
Das Bierzelt zittert über Tuch und Pflöcken,  
Der Wirt schlägt mächtig in das Faß den Spund.“

Geschmückte Traber, Schaum an Mähnen und Mund  
Steh'n nickend angeschert an Haferbecken.  
Die Blumen strotzen an den Hüften, Röcken  
und Blusen. — Still! — Aufspringt ein Sund:

Die Schützen zieh'n in grünem Ehrenkleide,  
Das Banner über sich von weißer Seide,  
Den König schmückt gefleckter Hermelin.

Und hoch und würdig über dem Gewimmel,  
Grünspan die Kuppel, unter blauem Himmel,  
Steht im Geläut der Glocken, Sankt Quirin.“

Zuweilen begegnet man in den Galerien auch manchem bunten Bild vom Neußer Fest, und es muß ja auch für den



Schützenfest in der Kunst:  
„Reiter bei der Parade“.

Nach einem Linol-Schnitt  
von Hermann Goßmann, Neuß.

Maler eine wahre Augenweide sein, die festlich-bunte, fahnenstrotzende Stadt an ihrem Ehrentage zu sehen.

Kein Wunder also, wenn die heimischen Künstler aller Arten das Heimatfest in Bild und Wort und Schrift besungen und beschrieben haben. Auch der Dichter niederen Grades wird sich angeregt fühlen, einmal ein paar Verse über das Neußer Fest zu machen, ebenso gut wie der Schüler in der Schule über sein Heimatfest nicht nur feurige Aufsätze schreibt, sondern auch in der Zeichenstunde mehr oder minder vollkommene Zeichnungen macht.

Ueber das Neußer Schützenfest gibt es eine Unmenge von Liedern, von denen nur ein Teil gesungen wird, weil viele nicht bekannt sind oder weil sie nur in kleinem Kreise gesungen werden, für den sie gemacht wurden. Wer die großen Versammlungen vor dem Feste mitmacht, der kennt den größeren Teil von diesen Liedern, die für würdig befunden wurden, ihren Einzug in das offizielle Liederbuch des Schützenvereins zu halten.

Ein etwas melancholischer Zug ist ihnen durchweg eigen. Mit nur wenigen Ausnahmen haben sie einen Zug in das Herbstmotiv, in die Jahreszeit, also, an deren vorderem Rande das Fest steht. Weiß der Himmel, wie diese leise Melancholie in die fast übermütige Festesstimmung kommt! Ob sie von den Altvordere übernommen ist, die bekanntlich erst mit Erfolg dichten durften, wenn sie gewissermaßen zu den Ehren des Vollbartes vorgedrungen waren, oder ob diese Stimmung

vielleicht doch mit diesem Fest irgendwie verknüpft ist? Auch die Wahl der Melodien ist fraglos von diesem Wesen erfüllt, ein Eindruck, den man besonders stark bekommt, wenn man erst regelmäßiger Gast bei den Versammlungen geworden ist. Die Weisheit des Alters schimmert durch Worte und Weiser dieser Lieder, wie z. B. in jener Strophe des Festliedes:

So einen in schönem Gemische  
Wir Freuden und Arbeit und Ruh'  
Und segeln mit Zephyrs Frische  
Dem Forte des Lebens einst zu.

Aber diese Lieder muß man mit gesungen haben, wenn man etwas von ihrem Sinn und von ihrer Gewalt mitbekommen will; und es klingt erstlich garnicht wie ein Freudengesang, wenn die Schützen so getragen singen:

Wenn ziehet der Herbstwind durch Feld und Flur,  
Verschwunden die lachenden Auen,  
Wenn herbstlich sich kleidet die ganze Natur  
Und ringsum nur Nebel zu schauen,  
Wenn neiget sich tiefer und tiefer die Sonne,  
Dann nahen die Tage, die Tage der Wonne . . .

Erst wenn die Schluß-Kehrreime kommen, erst wenn geschunkelt wird, oder wenn ein wirklich lustiges Lied,

wie „Solange ne Knoop an de Box noch hält, wött Schötzeffes  
gefielt...“ oder ein richtiggehender Marsch dazwischen-  
feuert, dann ist es mit der leisen Melancholie des vorherbet-  
tlichen Festes aus, dann ist das gekommen, was die Neußer  
„Stimmung“ nennen, die erst ihre Erfüllung findet, wenn an  
den nächtlichen Giebeln die Feuer der Fackeln emporzüngeln  
und die Fackeln und Melodien jene Symphonie prachtvoller  
Freude schaffen, die Dichter und Maler in gleichem Maße  
begeistern muß, wenn sie sich nicht aus der Einflusssphäre  
volkstümlicher Freuden in ihre Stube eingeschlossen haben,  
in die hinein nichts von diesen Dingen dringen kann oder soll.  
Und das wäre ein schlechter Künstler, der das täte.

„Ich höre schon im Ort Getümmel,  
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,  
Zufrieden jauchzet groß und klein:  
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

so hat der alte Geheimrat Goethe schon gesagt; zwar nicht über  
das Neußer Fest. Aber es paßt doch.  
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

F. H.

## Das gläserne Auge

Eine australische Erinnerung von Rudolf de Haas.

Der Sturz vom Pferde hatte dem jungen Deutschen zwar  
keinen Knochenbruch, aber eine schwere Fußquetschung ein-  
getragen. Die Kopfverletzung war nicht bedeutend, obwohl sie  
anfangs mehr schmerzte als der Fuß. Der Verletzte konnte von  
Glück sagen, daß man ihn in dem einsamen Queensländer  
Dulch rechtzeitig gefunden hatte.

Die Farmerleute waren bemüht, den unerwartet herein-  
geschneiten Landmann so gut zu pflegen, wie es die Verhält-  
nisse gestatteten. Man hatte zwar im Hauptgebäude keinen  
Raum für seine Unterbringung gehabt. Aber das alte Rinden-  
haus, in dem man ihn gebettet, war ganz behaglich eingerichtet,  
und es fehlte an nichts. Der Kranke brauchte vor allen Dingen  
Ruhe, und die hatte er hier.

Nachdem sich seine Pfleger für die Nacht von ihm verabschiedet hatten, sank er erschöpft in die Kissen zurück. Eine bleierne  
Schwere lag auf ihm. Seine Gedanken wanderten in die Ferne.  
Er stieg durch sandige Schluchten und brennende Emden.  
Er suchte Wasser, aber er fand keins. Seine Augenlider wurden  
von der glühenden Sonne zertrümmert, seine Lippen zerbrachen,  
seine Zunge verbitterte. Das Fieber, das ihm schon die letzten  
Tage vor dem Sturz in den Gliedern gesteckt, kam nun mit voller  
Macht über ihn.

Plötzlich sah er in einem ausgetrockneten Creek ein Weib,  
eine Kürbisflasche in der Hand, wie sie die Ureinwohner ver-  
fertigten. Die Fremde setzte die Flasche an den Mund und  
trank in gierigen Zügen. Als sie ihn sah, schüttelte sie mit tau-  
flichem Grinsen das Wasser vor seinen Augen aus und rannte  
davon.

Er lief im Wahnsinn den Creek entlang und suchte die Wasser-  
stelle. Als er taumelnd zusammenbrach, fuhr ein jähnestarrender  
Alligator aus dem Sande hoch, schnappte nach seinem  
Kopf und biß ihn ab. Er merkte es kaum, daß er keinen Kopf  
mehr hatte, und lief in tödlichem Entsetzen weiter.

Der Kranke kam an einen Berg. In den schlüpfte er hinein,  
von sinnloser Angst ergriffen. Es war ein langer, finsterner,  
unheimlicher Schacht. Dann taumelte er geblendet zurück.  
Wohin er schaute, war alles Gold. Ungeheure Blöcke türmten  
sich übereinander, lauter gebrochene Gold, winzig kleine und  
riesengroße Nuggets, wie sie nie zuvor ein Mensch gesehen hatte.  
Da starrte ihn plötzlich ein kaltes, unheimliches, schillerndes Auge  
an, ein gläsernes Auge.

Mit einem Male fuhr ein Donnerchlag durch den Berg.  
Das Gewölbe klappte auseinander, die Wände stürzten ein und  
begrußten ihn unter all dem Golde. Aber siehe, er war nicht tot,  
obwohl tabakfarbene Nacht um ihn herrschte. Das Gold sah er  
nicht mehr. Die großen wie die kleinen Nuggets hatte der  
Abgrund verschlungen. Nur das Auge war noch da.

Das Auge lebte. Es kam näher. Es schaute ihn an, wie  
kein Auge ihn bisher angeblickt hatte. Es legte sich ihm auf  
die Brust, es war schwer, zentnerschwer. Oh, wenn doch dies  
Auge verschwände! dachte er. Jedoch es ging nicht fort. Es  
wurde immer schwerer. Es nahm ihm den Atem. Die Sinne  
schwanden ihm.

Als er erwachte, war es heller Tag. Er lag in seinem Bett  
bei den guten Farmerleuten. Ein goldener Sonnenstrahl  
fiel in die Stube des alten Baumrindenhauses.

„Aber, Varmherziger im Himmel, träume ich denn mit  
sehenden Augen?“ fragte er sich im nächsten Augenblick. „Wache  
ich oder fieber ich noch?“

Das gläserne Auge war noch da. Auf der Bettdecke lag es  
und starrte ihn kalt und grün und gepenkt an. Es war nicht  
allein auf der Decke. Es sah in einem kleinen, schwarzen Kopf,  
der an einem tellerartig zusammengekrümmten Leibe saß und sich  
einige Zoll hoch erhob. Eine gepaltene kleine Zunge fuhr hin  
und her. Diese Zunge bedeutete nichts. Das Auge war alles.

Es war das Auge einer schwarzen Schlange, die eine beträchtliche  
Größe haben mußte, denn er fühlte ihr Gewicht auf seinen  
Gliedern. Es war das gläserne Auge der furchtbaren Gift-  
schlange, deren bloßer Name allen Australiern Herz klopfen  
verursachte. Sie hatte sich häuslich niedergelassen und lag auf  
der Bettdecke mitten über seinem Leib.

Das Blut gefror ihm zu Eis. Er dachte, ein Herzschlag müsse  
seinem Leben ein Ende machen.

Die schwarze Schlange starrte ihn an, ohne sich zu rühren.  
Sie hatte es nicht eilig. Auge in Auge lag er da mit dem Urein-  
de des Menschengeschlechtes. Der Schreden hatte ihn versteinert.  
Zu furchtbar war die Angst, die alle Blutgefäße, alle Pulse  
im Startkampf padende Angst.

Es war ganz still im Zimmer. Nichts rührte sich. Er hörte  
das Schwirren eines vereinzelten Moskito, der sich gleich  
darauf niederließ; wo, wußte er nicht. Dann kam eine Fliege  
und setzte sich auf seine Nase.

Er wußte aus Büchern, daß die Schlangen auch Fliegen  
nicht verschmähen, daß sie mit ihrer feinen Zunge, die unermüdlich  
hin und her geht, Insekten haschen. Nun mußte das Reptil  
gleich vor schnellen und Jagd auf die Fliege machen. Wenn doch  
bloß die Fliege fortgehen wollte!

Sie ging nicht, aber auch die Schlange kam nicht. Sie hatte  
im Augenblick keine Bedürfnisse. Ihr war wohl auf der Decke,  
auf dem weichen Lager, auf dem Leib des Menschen, der unter  
dieser Decke lag.

„Neben ein Ende mit Schreden als dieser Schreden ohne  
Ende!“ dachte der Kranke. Er nahm alle seine Kräfte zusammen  
und versuchte, die Decke abzuschütteln.

Die Decke fiel nicht auf die Erde, dazu war die Bewegung  
viel zu schwach gewesen, aber die Schlange hatte Gefahr ge-

spürt. Langsam löste sie ihre Ringe. Sie kam angetroffen,  
obwohl die Schlange das Bett gesucht hatte. In seltsamem Gegen-  
satz stand die schwarze Farbe des Rückens zu der rötlichen Leinwand  
des Bettes. „Nest gnade mir Gott!“ durchdrachte es das Herz  
des Mannes, der wehrlos dalag. Schnurgrade auf ihn zu kam sie.  
Gleich kriecht sie mir über den Hals und das Gesicht! dachte der  
Kranke. Todeschauer gingen durch seine Seele. Steif und starr  
blieb er liegen.

Sie kroch auf ihn zu, aber sie berührte ihn nicht. Ob sie der  
heiße Atem des fiebernden Menschen abhielt, ob es der Blick  
des Entsetzens war, der sie bannete? Sie wandte sich im Bogen  
nach links und kroch in ihrer ganzen Größe über das Bett, anber-  
halb Meter Länge mochte sie haben oder mehr.

Am Bettposten züngelte sie eine Weile hin und her, dann  
glitt sie auf den Fußboden. Sie kroch ganz langsam umher und

wanderte in sämtliche Ecken. Der Kranke folgte mit den Augen  
allen ihren Bewegungen, soweit er vermochte.

Mit einem Male erschien der Kopf mit den glänzenden  
Augen wieder über der Bettdecke. Die Schlange hatte sich auf-  
gerichtet und glitt ohne Schwierigkeiten in das Bett. Sie rollte  
sich wieder zusammen und schied sich an, einzuschlafen, etwas  
weiter unterhalb, zu Füßen des Kranken.

So blieb sie liegen, ohne sich noch einmal zu rühren. Die Hitze  
hatte sie eingeschlafert.

Nach einer Weile öffnete sich unmerklich die Tür. Wenige  
Minuten vergingen ohne Laut. Plötzlich fuhr ein Schatten an  
der Wand entlang, und ein ruckiger Schlag bröhlte. Dann  
flachte es auf den Boden auf.

„Der Streich hat gelangt!“ jagte der Farmer aufatmend.

## Des Fetzers Ende.

Wie dem Führer der Neuwieder Räuberbande der Prozeß gemacht wurde.

Nachgerichtet von D. Runkel-Dierdorf.

lange, so ist er in den Händen der Justiz. Mein Ruhm erscholl  
immer weiter, aber das war die Ursache meines Unterganges.“  
Bis in die späte Nacht zogen sich die Verhandlungen hin.  
Da erst verkündigte der Präsident das Urteil: „Wir verdammen  
den Matthias Weber zum Tode.“

Während ein Schauer die Zuhörer überließ, blieb der Fetter  
kalt und ruhig. Gleichmütig stand er auf und sagte: „Ich bin  
zufrieden.“

In seiner Zelle sah er dann anderen Tages, tauchte ruhig  
seine Stummelfeife und blies Rauchwolken gegen die Decke,  
wie einer, der Feierabend machte nach des Tages Mühen. Seine  
Gedanken gingen zurück in die Tage seiner Jugend, gingen  
immer wieder die gefährlichen Wege, die das Leben ihn geführt.  
Hätte er sie noch einmal zu gehen gehabt, er wußte nicht, ob er  
sie nicht wieder genau so gegangen wäre. Seine Gedanken  
gingen vorwärts, dahin, wo das Ende dieses Lebens sein sollte.  
Den Tod sollte er leiden. Nun ja, den hatte er wohl verdient,  
hatte er doch so manchem den Lebensfaden abgeschnitten, der  
es nicht verdient hatte und grausamer, als es ihm geschehen  
sollte.

Durch die Guillotine sollte er sterben, hatte man ihm gesagt.  
Ein solches Mordinstrument hatte er nie gesehen. Den Kerker-  
meister bat er darum, ihm das Bild eines solchen zu bringen.  
Da er es erhalten, war es seine liebste Beschäftigung, Guillo-  
tinen an die Wände seiner Zelle zu malen, so umständlich und  
beispielslos auch bei seinen schmerzenden Fesseln war.  
An allen Wänden prangten die Zeichnungen und jeder war des  
Fetzers Bild beigefügt. Es schien so, als ob er sich jetzt über sein  
eigenes Sterben freute, wie er sich bisher an den Qualen anderer  
ergötzt hatte.

Pater Asterius trat in seine Zelle, den Sinn des Todgeweihten  
auf das Jenseits zu richten, mit dem sich seine Gedanken bisher  
kaum beschäftigt hatten. Von dem Lande jenseits des Grabes,  
von einem besseren Leben, in das er nun bald kommen werde,  
redete der Geistliche. „Daß das besser sei als das jetzige, hoffe  
er wohl sehr.“ Einen Ateismus gab er dem Räuber, damit  
er darin lese. Das Leben sei nie seine Sache gewesen, und damit  
wolle er sich die letzten Stunden seines Lebens nicht beschweren.  
Als der Geistliche betete, starrte der Räuber gleichgültig vor  
sich hin. Als aber der eintretende Kerkermeister von neuen  
Einbrüchen erzählte, da wurde er lebendig. Seine Augen leuch-  
teten, seine Wangen glühten.

„Wenn ich doch noch einmal frei sein könnte!“ seufzte er  
aus tiefer Brust.

„Was wolltest du dann?“ fragte ihn der Pater.  
„O, etwas Großes sehen und mit dem Geld mein Kind  
zu den Ursulinerinnen bringen, damit sie es gut und fromm er-  
ziehen.“

Allmählich fing er an, nachdenklicher zu werden. Er betete.  
Anfangs verflohen, als ob er sich schäme, nach und nach ernster  
und lauter, verlor aber doch seine gute Laune nicht. Schuhe  
und Strümpfe schenkte er armen Mitgefangenen, und als man  
ihm sagte, die müsse er behalten, denn es sei noch Winter und  
recht kalt.

Der Morgen des 19. Februar's graute. Der Fetter hatte  
gut geschlafen und war ziemlich spät aufgewacht. Neben ihm lag  
sein Beichtvater. Auch der öffentliche Ankläger war noch einmal  
erschienen. Ihm erzählte er von zahlreichen Diebstählen, auch  
von solchen, die er bisher geleugnet hatte, als ob er noch einmal  
einen Ueberblick über sein Lebenswerk geben wollte. Es war  
mittlerweile 11 Uhr geworden, die Stunde gekommen, für die  
die Hinrichtung festgesetzt war. Da sprang er auf, als fürchte er,  
zu spät zu kommen. Seinen Rod zog er aus und gab ihm dem  
Gefängniswärter, seine Weste gleichfalls, nahm Abschied von  
den Umstehenden und bestieg wohlgeruhet den bereitgestellten  
Karren, auf dem für ihn betend auch Pater Asterius Platz nahm.  
„Nun sage der Welt ab, richte deinen Sinn allein auf deine  
schweren Sünden!“ mahnte der Pater.

Doch der Fetter entgegnete: „Immer habe ich so gerne  
viel Menschen gesehen, lasse mich die auch jetzt noch einmal  
schauen.“

Und er sah ihrer genug. Allenthalben standen sie an den  
Straßen, schauten aus den Häusern. Als der Karren an den  
„Vier Winden“ in eine Vertiefung getret und nicht mehr weiter  
konnte, drängte der Fetter zur Eile:

„Fahrt zu, damit es bald mit mir zu Ende geht.“

Auf der „Hoch“, wo die Hinrichtung erfolgen sollte, sah er  
von weitem die Guillotine. Tausende von Menschen standen  
im Umkreis. Der Karren hielt. Pater Asterius wollte dem  
Gefesselten beim Absteigen behilflich sein. Der aber sagte:

„Laßt mich noch einmal einen Sprung tun.“

Mit einem Satz war er unten. Das Weil konnte er nicht sehen  
und sagte:

„Nicht doch das Brett weg, daß ich es sehen kann.“

Allerlei Mäße hatte der Pater, ihm diesen seltsamen Wunsch  
auszureden. Er kniete mit ihm nieder, um zu beten. Fetter  
stand auf und sprach zu dem verammelten Volk:

„Ich habe den Tod verdient. Ihr, die ihr auf bösen Wegen  
lebt, spiegelt euch an meinem Ende! Zunge Leute, steht die  
verdächtigen Häuser! Sie haben mich ins Verderben gebracht.  
Bewahrt euch davor! Ihr Eltern! Erzieh' eure Kinder zum  
Guten, denkt an Gott! Möge mein Blut das letzte sein, das so  
vergossen wird.“

Man schnallte ihn auf das Brett und schob ihn unter das  
Weil. Er sprach dem Priester Gebetsworte nach. Bei den Worten:  
„Pater, in deine Hände!“ fiel sein Haupt.

Des Rheinlands Bewohner waren aber von einem Alpdruck  
befreit, der ein halbes Jahrzehnt auf ihnen gelastet. Sie konnten  
reier atmen.

Der Kopf des Fetzers sollte zur Untersuchung an den Pro-  
zeßor Wall gefandt werden, wurde aber von einem Unbekannten  
gestohlen.

Von Karl Frie

Als Otto  
Flugs, und  
1889 in  
hohen Schan-  
machte, wan-  
Lienthal hat  
Verlauf auch  
seinen Start-  
nur abwärts  
Damit sind  
fluges unrichtig  
führt lauden-  
ist aber weil  
geht er in den  
pilot und Me-  
Gas wegnim-  
verbastet Zufu-  
aus, es ist ab-  
Was ein  
ohne Motor.  
Segelflug der  
also der Haupt-  
Deutschland  
der Segelflu-  
bester Lehrer  
schaft, der bei  
Georgii, ist,  
heßen: Meteor-  
Herresleitung  
Die ersten  
Tasflüge gela-  
polierter“ oder  
einen Berg,  
Kameraden an  
siefen im Ge-  
flanke der Fie-  
denn oft gab  
wiederum im  
Allen vor  
Technischen  
geleitet. Sie  
liegen und, a-  
Verbesserung  
dynamischen  
man baute i-  
Motormaschin-  
besten Tropi-  
großen Unter-  
lehrsmaschinen  
R-13-Verfah-  
Propeller un-  
ein moderner  
während das  
Boden ist.  
Das Seg-  
fliegen im  
wie es zuwe-  
obwohl in be-  
des Jahrzehns  
die Luft hat  
mag — das  
steigen, inst-  
Das Seg-  
flug ermög-  
einfach. An  
jeweilige Le-  
Gleitflug w-  
an Verghän-  
ausgelegt u-  
nennt man  
anderen aus-  
ausweicht, d-  
daselbe, be-  
oben gerich-  
Auch im  
In ihnen zu  
Segelfliegen  
die außerord-  
die schon m-  
über 2000  
Das Seg-  
Am Anfang  
eines Berg-  
geübt wird.  
Höhe gewin-  
Wollen. Es  
flüchter Ma-  
Neues. Es  
Segelflugs-  
1000 Meter  
flog allein  
dieser Zeit  
ja selbst die  
die Segeln  
Wenn  
erfüllt die d-  
auf der W-  
an halbes  
des Deut-  
zahl der z-  
Domäne d-  
Gerade  
Diktat die  
des Volke-  
wehropstlich  
zum großen  
Balbo, der  
hat. Auch  
Adolf Hit-  
Luftminis-  
auf jede V-  
seine Auf-  
Beziehung  
Noch  
nicht abge-  
Bögel in  
fliegen im  
Aber wir

„Papp-  
gab?“

## Vom Segelflug.

Von Karl Friedrich Frenzel

Als Otto Lilienthal, den man den Vater des motorlosen Fluges, und somit des Menschenfluges überhaupt, nennt, im Jahre 1889 in seinem Garten von einer zunächst nur einen Meter hohen Schanze im wahren Sinne des Wortes „Luftsprünge“ machte, war er ein Gleitflieger, aber noch kein Segelflieger. Lilienthal hat über 1000 Flüge ausgeführt. Ihm ist in deren Verlauf auch der Segelflug geglückt, der bedingt, daß man seinen Startplatz an Höhe übertrifft, also nicht ausschließlich nur abwärts gleitet, sondern auch steigt.

Damit sind schon die beiden Arten des motorlosen Menschenfluges umrissen: Gleitflug und Segelflug. Wenn ein Flugzeugführer landen muß, weil ihm der Motor in der Luft „verreckt“ ist oder weil ihm der „Schwanz“ (Benzin) ausgegangen ist, geht er in den Gleitflug über; und wenn aber, dieser alte Kriegerpilot und Meister des Kunstfluges, in einem Schauliegen das Gas wegnimmt und knapp über den Köpfen erdrunder nur verbotener Zuhörer hinweggleitet, so sieht das ganz wie „Segeln“ aus, es ist aber feins.

Was ein Segelflugzeug ist, ist schnell gesagt: ein Flugzeug ohne Motor. Vorbild des Segelfliegers ist der flügeltragende Segelflug der Vögel, der Adler, Schwalben, Möwen, Falken, also der Hauptvertreter des Vogel-Segelfluges. Seitdem man in Deutschland das Segelfliegen energisch betreibt (ab 1922), ist der Segelflug bereits zu einer Wissenschaft geworden, deren bester Vertreter der bekannte Leiter der Rhön-Rositten-Gesellschaft, der hervorragende Professor der Meteorologie Dr. Walter Georgii, ist, der im Kriege berühmter „Wetterfrosch“, will heißen: Meteorologe des Englandgeschwaders III der Obersten Seeresleitung war.

Die ersten Gleitflugzeuge, denen kurze, wenige Meter hohe Talflüge gelangen, nannten die ewig spöttischen Flieger „Hangpolierer“ oder „Luftkasper“. Man stellte seine „Kiste“ auf einen Berg, hatte dort ein Gummiseil ein, dann zogen die Kameraden auf Kommando wie wildgewordene Pferde los und ließen im Galopp den Hang hinunter, im gegebenen Moment klinkte der Flieger das Seil aus — und schwebte. Nicht immer, denn oft gab es schon beim Start Bruch, und man konnte sich wiederum im Bau eines Segelflugzeuges üben.

Allen voran haben die Akademischen Fliegergruppen an den Technischen Hochschulen im Segelflugsport Hervorragendes geleistet. Sie befaßen junge Leute, die sich nicht gleich entmutigen ließen und, angebannt von dem jugendlichen Professor Georgii, Verbesserungen über Verbesserungen errieten. Die aerodynamischen Bedingungen des Segelfluges wurde studiert, man baute seine Flugzeuge nicht mehr nach dem Vorbild der Motormaschinen, man kam beim Segelflugzeugbau zuerst zur besten Tropfenform, und ein Vergleich beweist deutlich den großen Unterschied der Gleitleistung zwischen einer Verkehrsflugmaschine und einem Segelflugzeug: Während eine Verkehrs-13-Verkehrsflugmaschine aus 1000 Meter Höhe mit stehendem Propeller und bei Windstille 7 Kilometer weit gleitet, tut dies ein modernes Segelflugzeug 20 Kilometer weit in 20 Minuten, während das Motor-Flugzeug bereits nach vier Minuten am Boden ist.

Das Segelfliegen muß man regelrecht lernen, wie man das Fliegen im Motorflugzeug lernen muß. Man kann das nicht, wie es zuweilen geschieht, mit einem Autofahrer vergleichen, obwohl in beiden Fällen die richtige Einführung und das Gefühl des Fahrers wie Fliegens die vornehmste Rolle spielen. Aber die Luft hat keine Ventile, und — so paradox es klingen mag — das Gerümpel kommt ihm weit schwerer als das Aufsteigen, insbesondere beim Motorflug.

Das Studium der verschiedenen Winde, die allein den Segelflug ermöglichen, Aufwind, Hangwind, Wellenwind, ist nicht einfach. Auch hier spielt das Gefühl für den Wind, für die jeweilige Lage des Segelflugzeuges besonders mit. Aus dem Gleitflug wird alsbald der Segelflug, wenn der Aufwind, der an Bergabhängen herrscht, die Sinkgeschwindigkeit der Maschine ausgleicht und größer als diese ist. In der Segelfliegersprache nennt man den Aufwind, der sich an Bergabhängen, Dünen und anderen ausgedehnten Bodenerhebungen staut und nach oben ausweicht, den Hangwind. Aufwind und Hangwind ist eigentlich dasselbe, denn Aufwind ist, wie das Wort schon sagt, eine nach oben gerichtete Luftbewegung.

Auch unter den — meistens — Wolken herrschen Aufwinde. In ihnen zu segeln und sie auszunutzen, ist die Kunst des guten Segelfliegers, und nur mit Hilfe dieser Wolkenaufwinde sind die außerordentlich langen Zeiten von Segelflügen möglich, die schon mehr als 15 Stunden Dauer betragen, wobei Höhen über 2000 Meter erreicht wurden.

Das Wichtigste ist, beim Segelflug an Höhe zu gewinnen. Am Anfang war der Start mit einem Gummiseil von der Kuppe eines Berges aus, wie es noch heute in der Rhön jeden Tag geübt wird. Man war dann gleich im Hangwind und konnte Höhe gewinnen, bekam man Anschluss an vorüberziehende Wolken. Im Frühjahr des Jahres 1931 verließ die Darmstädter Akademische Fliegergruppe zum erstenmal etwas ganz Neues. Sie ließ an einem 150 Meter langen Drahtseil ein Segelflugzeug von einem Motorflugzeug hochschleppen, bis zu 1000 Meter Höhe, dann klinkte der Segelflieger das Seil aus und flog allein seine Tour. Das gelang über Erwartung gut; seit dieser Zeit gibt es Segelflugzeug-Starts durch Motormaschinen, ja selbst durch Autos, die an einem langen ausrollenden Kabel die Segelflugzeuge ziehen.

Wenn nun die Luft einen Segelflieger-Film herstellt, so erfüllt sie damit einen Wunsch vor allem der Jugend, die überall auf der Welt flugbegeistert ist. Es gibt allein in Deutschland ein halbes hundert Segelflugvereine, jetzt unter der Obhut des Deutschen Luftsportverbandes zusammengefaßt, und die Zahl der Vereine, die sich mit dem Modellflugzeugbau, einer Domäne der Schuljugend, befassen, ist auch nicht klein.

Gerade wir in Deutschland, dem Land, dem das Versailles-Diktat die Militärliegerei verboten hat, müssen weiteste Kreise des Volkes an den Luftfahrtgedanken herankommen, schon aus wehrpolitischen Gründen, denn Kriege der Zukunft werden zum großen Teil in der Luft entschieden werden, wie General Balbo, der Schöpfer der italienischen Fliegerei, oft betont hat. Auch in Deutschland hat man unter der neuen Regierung Adolf Hitlers dem Luftfahrtgedanken durch Schaffung eines Luftministeriums endlich Rechnung getragen. Propaganda auf jede Weise muß diesen Gedanken fördern, der Film, durch seine Anschaulichkeit und dadurch Einbringlichkeit, ist in dieser Beziehung das berufenste Propagandamittel.

Noch ist die Segelfliegerei jung, ihre Entwicklung längt sich nicht absehbare. Unsere Motorflugzeuge übertreffen die Vögel in ihrem Flug an Ausdauer und Leistung, im Segelfliegen sind uns die Segler im Fiedelkleid wolkenhoch überlegen. Aber wir lassen nicht ab, es ihnen nachzutun.

Stimmt.

„Pappi, was hatten denn die Leute, bevor es Raumpfeifer gab?“ — „Ruhel!“

## Die Frau und ihr Heim

### Durst im Sommer. Was darf man trinken?

Besonders in der warmen Jahreszeit kann der Durst zur Qual werden. Einmal, wenn er nicht gestillt werden kann, und zum anderen, daß das falsche Getränk gewählt wird und die Folgen zur Qual werden. Es gibt zwar Naturen, die auf untrübes Obst getrost Wasser oder Bier trinken können und nachdem keinerlei Beschwerden empfinden — jedoch sind es Ausnahmen. An sich läßt sich der Durst auch ohne zu trinken stillen: durch Ablenkung der Gedanken und durch geistliche Energie. Doch das können ebenfalls nur besonders willensstarke Menschen. Ein kräftiger, schlanker Mensch wird weit weniger unter Durstempfindungen zu leiden haben als ein corpulenter. Der fettarme Körper braucht nämlich weniger Wasser als der fettreiche.

Ferner entsteht Durst durch starke Schweißabsonderung des Körpers und damit verbundenem Verlust an Kochsalz. Die Muskeln erschaffen und verweigern die Arbeit. Es ist in solchen Fällen gut, abgestandenes Wasser mit Zusatz von etwas Kochsalz, sogenanntem Regenerationsalz, zu trinken. Je mehr Salz sich im Blut befindet, je größer ist zwar das Bedürfnis nach Aufnahme von Flüssigkeit, aber die Er-

müdung kann nicht so schnell eintreten wie beim Fehlen von Salz.

Im menschlichen Körper sind nun fast 5 Liter Flüssigkeit aufgespeichert, die längstens drei bis dreieinhalb Tage reichen, dann geht er zugrunde. Dieser Fall wird für einen Wanderer wohl kaum in Betracht kommen. Aber er sollte stets vorsichtig sein und nie kaltes Wasser trinken. Eine Magen-erkrankung wäre die Folge. Am besten ist, kalten Kaffee oder Tee mit Zitrone zu sich zu nehmen, andernfalls vor dem Genuß von Wasser eine Zitrone zu kauen und dann jeden Schluck im Munde etwas zu erwärmen. Der größte Unfug, den Durst zu stillen, ist der Genuß von Eis. Einerseits bekommt man gewöhnlich nachher nur noch mehr Durst und andererseits erkaltet sich der erhitzte Magen sehr leicht. Ebenfalls darf Alkohol nicht zum Stillen des Durstes genossen werden, da auch er Durst erzeugt und außerdem bei warmem Wetter die Sinne leicht umnebelt. Kalter Kaffee und Tee, ungefüßt, mit Zitrone sind die besten Bekämpfer ausdauernden Durstes.

ausgedrückt und sofort zubereitet, wenn er nicht das Ansehen verlieren will. Zu starkes Ausdrücken ist auch falsch. Als Gewürz kann man Salaten auch Borretsch, Estragon, Kresse, Portulak, Pimpinelle oder Schnittlauch zusetzen, die erst für sich fein gehackt werden müssen, ehe man sie zusetzt. Das Süßen der Salate erfolgt kunftlich nicht mit Zucker, sondern mit leichtlöslichem Kristallzucker oder Süßholzwurzel, die den Salat auch für Zuckerkranke beförmlich machen.

### Die chinesische Küche.

Der Chinese ist ein geborener Koch, und würde er zum Ausbereiten der Speisen nicht soviel ranziges Öl, ja sogar Rizinusöl verwenden, so könnte man die chinesische Küche nicht nur für sehr abwechslungsreich, sondern vielleicht sogar — für schmackhaft erklären, natürlich mit Einschränkungen.

Das Hauptgericht bildet stets, auch bei den größten Festen, der Reis. Fleisch und Fische werden nur als Beilage zum Gemüse betrachtet, während Gemüse selbst das Hauptgericht ist. Der Chinese ist ungefähr alles, was grün ist; alle unsere Feldfrüchte, Kartoffeln, Kohl, Salat, Bohnen, Erbsen, Knoblauch, dann auch unzählige Wasserpflanzen, Blätter, Wurzeln und Stengel, junge Bambussprossen, selbst das frische Seegras.

Nicht ganz so reichhaltig ist die Liste der Fleischspeisen. Kinder werden fast gar nicht gegessen, sondern nur als Lasttiere gezüchtet. Bei Überbeschwerden z. B. wird verboten, Kinder zu schlachten, um die Götter zu verhöhnen. Auch Ziegen- und Hammelfleisch wird nicht gegessen, dagegen wohl Kamel- und Wiederkäuerfleisch zum Kochen verwendet. Die Nationalpfeife ist das Schweinefleisch, und so arm kann ein Chinese fast nicht sein, daß er nicht ein Schwein halten würde. In vielen chinesischen Landstrichen versteht man unter Fleisch überhaupt nur Schweinefleisch.

Neben Enten und Gänsen, die in China fast nur künstlich ausgezüchtet und massenhaft gegessen werden, bilden junge fette Hühner und mit Reis gemästete kleine Mäuse ein beliebtes Gericht. Diese Mäuse werden, wie bei uns die Gänse, eigens gezüchtet und sind eine beliebte Delikatesse. Von wandernden Händlern werden sie in Holzstäben an langen Bambusstangen feilgeboten. Von ärmeren Klassen werden auch geräucherter oder getrockneter Ratten gegessen. Die wohlhabenden Söhne des „himmlischen Reiches“ verschmähen zwar ebenso wie die Europäer den Rattenbraten, nicht aber einen sauren Hundekopf oder eine Hundeschwanzsuppe. — Alle Arten unseres Geflügels, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Wildenten usw. kommen in den Ebenen Chinas massenhaft vor und werden eifrig gejagt. Besonders beliebt sind Schwaben- neßter, deren Genuß Glück bringen soll. Im Innern des Landes kosten sie 50–100 Mk. pro Kilo. Einige Arten von Schlangen, besonders Wasserteschlangen, werden zu Suppen verkauft. Haifischflossen werden als Delikatesse angesehen und auch Froschlachseln gern gegessen.

R. B.

### Die praktische Hausfrau.

Gerüche aus Porzellanbleichen usw. zu beseitigen. Büschen oder Gefäße, in denen stark riechende Substanzen aufbewahrt werden, lassen sich durch sorgfältiges Ausreiben mit Senfmehl von den starken Gerüchen befreien.

Verdächtige Butter zu prüfen. Eine Probe der betreffenden Butter legt man auf ein Stück weißes Papier, rollt es auf und zündet es an. Wenn die Butter unversehrt ist, so entwickelt sich ein angenehmer Geruch; ist sie mit tierischen Fetten verunreinigt, so riecht sie nach verbranntem Talg.

### Artikel zur Kranken- und Kinderpflege



kauft man am besten aus der Apotheke. Hier können Sie unter fachmännischer Beratung wählen. Sie werden von unnützem Geld ausgeben verschont, wenn Sie den zuverlässigen Rat des Apothekers befolgen.

### Kauft man in der Apotheke!

Schriftliche und telefonische Bestellungen werden prompt erledigt u. durch Eilboten kostenlos zugestellt.

|                           |                         |
|---------------------------|-------------------------|
| <b>Einhorn - Apotheke</b> | <b>Löwen - Apotheke</b> |
| Büchel 21                 | Kul 338                 |
| <b>Marion - Apotheke</b>  | <b>Nord - Apotheke</b>  |
| Drususstr. 8              | Ruf 3434                |
|                           | Venloerstr. 208         |
|                           | Ruf 5007                |

# Ungolitische Chronik

Neu, 6. August 1935

## Einleitung zur Abklärung.

Zu den sommerlichen Erscheinungen jeder Stadt gehören die Eiswägelchen; sie sind eine Art Industrie geworden, gemacht aus ganz kleinen Anfängen. Der „Eiswägel“ — wie man so was in Neuß nennt — muß sich wohl so um die Zeit hier niedergelassen haben, als wir auf die Sexta gingen, wenigstens haben wir eine recht starke Erinnerung an ihn aus dieser Zeit. Damals war es eine: er war die Freude unserer Jugend; heute hat er Konkurrenz bekommen; es wimmelt sozusagen von solchen Eiswagen, ja, es gibt sogar motorisierte, solche mit Pferdegespann und allen nur möglichen Schikanen; andere wieder haben sich von der Straße verzogen, haben „Eiscafés“ und „Eispaläste“ gegründet, ohne deswegen aber große Ansprüche an den „Salon“ oder „Palast“ zu beibringen; so mögen etwa die Cafés der Spartaner ausgesehen haben, denen man ja bekanntlich besondere Einfachheit nachsagt. Es ist kein Zufall, daß die ersten und die meisten „Eismänner“ aus Italien stammten und stammen; wer weiß, wie einfach der Italiener zu leben versteht, der kann erst errechnen, daß man auch von — damals — sehr kleinen Umsätzen einigermassen leben kann.

Unsere Neußer Eis-Italiener sind in Gnade und Lugnade gewesen; damals — 1915 — waren wir mächtig falsch auf sie; weil sie gegen uns Krieg machten, obwohl wir sie für unsere Bundesgenossen hielten; der Zorn ist später so a po verdrückt und nun, nachdem wir mit dem neuen Italien befreundet sind, betrachten wir die „Eismänner“ als eine Art von Attaches dieses schönen Landes.

Aber diese Einleitung ist wieder viel zu lang geworden! Ich wollte eigentlich etwas „Wissenschaftliches“ von der Eiswägel sagen:

Jeder weiß, daß Eis abkühlt. Nur wenige aber wissen, in welcher Weise der Körper auf diesen kühlen Genuß reagiert. Der Körper hat eine Temperatur von 36,5 Grad im gesunden Zustand. Alle Speisen und Getränke erhalten im Körper diese Normaltemperatur. Sie werden der Körperwärme „angepaßt“, da sie sonst die Organe durch starke Teilabkühlungen schädigen würden. Wenn das Eis von einer Temperatur von —1 Grad im Magen diese Kälte beibehalten würde, bis der Magen es verdaut hat, dann wäre das eine große Gefahr für die Gesundheit, denn kein Magen würde ohne schwere Verformung eine Stunde lang in sich ein Nahrungsmittel von —1 Grad bergen können. Der Körper, der ein vortreffliches Heizungs-Laboratorium ist, sorgt durch zweckmäßige Einrichtungen dafür, daß das Eis mit größter Beschleunigung der Körpertemperatur angepaßt wird, indem er die ihm innewohnende Wärme dazu benutzt, das Eis zuerst zu schmelzen und dann auf die Temperatur von 36,5 Grad Celsius zu erwärmen. Die Wärme, die dem Körper bei dem Schmelzvorgang in der Temperaturerhöhung entzogen wird, ist nicht mehr da, der Körper fühlt ab. Eine Eiswägel, die ein Gewicht von 100 Gramm hat, entzieht dem Körper rund 12.000 Kalorien.

## Josef bei Düsseldorf.

Dieser Tage haben wir es wieder einmal in einer Düsseldorf-Zeitung gelesen, daß die Düsseldorf-er uns auch gar nicht so gönnen; das war, als Professor Schwarz, der berühmte Dirigent des berühmten Kölner Männer-Gesangs-Vereins gestorben war; da wurden dem Verstorbenen ehrenvolle Nachrufe zu Haus gewidmet; fast alle Zeitungen haben davon Notiz genommen. Und wie das so üblich ist, wurde auch kurz ein Blick auf die Herkunft des Verstorbenen geworfen. Das geschah in jener Düsseldorf-Zeitung so, daß dort stand: „Professor Schwarz war in Gohr bei Düsseldorf geboren.“

Auf diese Art klammerten sich die Düsseldorf-er so „stark“ hinten an den Ruhm des verstorbenen Professors Schwarz, ohne daß sie dazu irgendwelche besondere Zutaten geliefert hätten. Die Düsseldorf-er haben sicher gedacht, solche Klame sollte nichts, könne aber vielleicht bei irgendeinem harmlosen Zeitgenossen den Gedankengang hervorrufen: „Siehste Düsseldorf! die Kunststadt. Hat schon wieder einmal einen großen Sohn hervorgebracht; das muß doch da so en viften in der Luft oder am Klima liegen!“

Aber diese Art über solche Dinge zu berichten, ist den Düsseldorf-ern vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen! Mit dem tüchtigen Kapitanleutnant Bodholt haben sie es damals ähnlich gemacht. Nun ist Professor Schwarz drangewesen! Daß Professor Schwarz absolut und 100prozentig in dem verträumten Gohr geboren ist, und daß Gohr wirklich nicht bei Düsseldorf liegt, sondern nur dann, wenn man es etwa auf dem Globus sucht, und daß Professor Schwarz bei Vater Lüd die ersten Musikstunden bekommen hat, wohnen er sommers und winters zu Fuß nach Neuß kam, das haben wir unseren Lesern bereits berichtet. Aber daraus braucht man nicht unbedingt moralisches oder unmoralisches Kapital zu schlagen; das ist nun einmal so, ist an sich nicht wesentlich, sicherlich aber kein Grund, so in der Zeitung zwischen den Zeilen zu sagen: „Watt schaffe nui!“ oder „Sind wir Neußer oder wir Gohrer nicht prächtige Leute?“

Auf einen sogenannten „großen Sohn“ soll sich überhaupt keiner einen „Neu“ antun; große Söhne sind ein Zufall; sie machen nicht unter dem bewußten Protektorat einer Stadt oder ihrer Bürgerschaft, sie sind eher ein Ausdruck einer Landschaft oder einer Familie. Wenn aber Söhne nachher „große Söhne“ eines Ortes oder einer Stadt geworden sind, dann sollen sich die „Reisenden des Ruhmes“, die jeweiligen Konjunkturforschenden, feststehenden Zeitgenossen um Gotteswillen kein Bein ausstreiken; oder besser gesagt: sie sollen sich nicht an derer Leute Weine ausstreiken.

„Gohr bei Düsseldorf“ ... lächerbar!

## Die Ordensbewerben.

Vor einiger Zeit habe ich erst hier einmal von einem Attentat berichtet, das auf ordenslose Geldenbrüste beabsichtigt war,

indem man mit Rundscheiben in der Gegend herumfunzte, die dazu einladen, Mitglied einer gewissen Vereinigung zu werden, damit diese Vereinigung dann als Gegenleistung einen Orden verleihen könne; das Ordensgeschäft scheint tatsächlich noch einen goldenen Boden zu haben; denn heute liegen mir wieder einige andere Rundscheiben vor, auf Grund deren man die Geldenbrust und den Geldenbauch mit weiteren Kriegsauszeichnungen schmücken kann, falls man Platz und — Geld dafür hat. Mit einer Sendung werden gleich drei prächtige Orden angeboten; der erste kostet nur 5.60 Mk., ist also sozusagen geschenkt, der zweite — die österreichische Ehrenlegion — kostet 9.60 Mk. und der dritte Orden mit erster und zweiter Klasse kostet in der „Hofklasse“ 25.— Mark.

Wer also rund 50.— Mark aufwenden will, der kann sein Schlüsselbrett ziemlich erheblich vergrößern, und er kann auf solche Art „als wie ein Held“ durch die Gegend wandeln, kimmernd und törend; um aber nicht nur die Frontsoldaten etwa zu Kunden zu haben, wird auch der Etappe und der Heim-Armee der Erwerb möglich gemacht; ja, eigentlich kann ihn jeder bekommen, denn in dem mitabgedruckten Statut ist zu lesen, daß nur „Deferteure, Vaterlandsverräter und unehrenhafte Kameraden“ nicht in den hohen Genuß solcher Dekoration kommen sollen. Und das wird man als durchaus richtig bezeichnen müssen; Vaterlandsverräter und Unehrenhafte sollten sich keine Orden leisten.

Die Satzungen sagen übrigens klar und deutlich, was die ganze Ordensschmeißerei bezweckt: sie „... bezweckt die vaterländische Betätigung seiner Mitglieder, die in zielbewusster Arbeit und Liebe zum Wohl für Volk und Vaterland arbeiten und schaffen wollen; ... steht auf streng nationaler Grundlage und hat sich zum Ziel gesetzt, am Wiederaufbau unseres geliebten Vaterlandes mitzuwirken; der Dienst am Vaterland ist heilige Pflicht!“

In diesen Sätzen geht es eine Zeitlang weiter; erst später wird die Sache ernst, wenn von Pöschelkonto und ähnlichen herben Dingen die Rede ist.

Daß die „wundervolle“ Auszeichnung „wie das EK 1.“ zu tragen ist, das ist die große Lockung, der man nur schwer widersteht.

Eine Frage: wäre es nicht zweckmäßig, daß die Ordens„verleiher“ gegen Bargeld endlich unterbunden würde? Wohin soll es denn wohl führen, wenn man sich die Orden kaufen kann, und wenn man jeden bis an den Rand der Brust mit Orden angefüllten Zeitgenossen für den persönlichen Erstürmer etwa der Feste Daux halten muß?

## Und was bleiben noch?

Wie ungerecht in diesen Tagen verfahren wird, das lehrt wieder ganz klar ein Beispiel, das anzuführen wir uns auf gar keinen Fall verneinen können. Es ist ein Fall besonderer Ungerechtigkeit, woraus zu ersehen ist, daß wir offenbar doch noch immer nicht die richtige Vertretung an den maßgebenden Stellen haben.

Dieser Tage sind nicht weniger als 180 Störche von der Vogelwarte Hünfelden auf der Kurischen Nehrung im Fern-Zug nach Essen gebracht worden; dort haben sie in der Vogelwarte Quartier bezogen, wo sie bis September in angestellter Gefangenschaft gehalten werden; dann sollen diese Jung-Störche nachweisen, ob sie allein den Weg nach dem Süden antreten, und ob sie aus dem Süden, aus dem südöstlichen Afrika wieder nach Hünfelden oder nach Essen zurückkehren, wo es ihnen also besser gefallen hat.

Da es sich um „Einjährige“ (Störche) handelt, die ohne Führung diese 9000 Km. lange Reise antreten, verspricht der Versuch für die Interessenten besonders wertvoll zu werden. Die Störche haben eine besondere Kennmarke an das Bein bekommen, und außerdem hat man ihnen einen farbigen Aufkleber gemacht, damit man sie genau erkennen und auf ihrem Wanderweg verfolgen kann.

Soweit ist die Sache gut und interessant! Nun aber kommt die Frage: wenn Essen allein schon 180 Störche auf einen Knall bekommt, warum bekommt Neuß keinen einzigen?

So fragen wir schmerzgekränkt den Himmel. Gleichzeitig machen wir die maßgebenden Stellen darauf aufmerksam, daß das Verbot für so was doch unbedingt zu sorgen hat. Denn was soll aus dem Wachsen, Wähen und Gebeihen unserer Stadt werden, wenn andere Städte alle Störche kriegen, und wir keine?

Ist das noch Gerechtigkeit? Keineswegs!

## Ein lokales Angebot.

Man soll nicht mit anderer Leute Druckfehlern seinen Spott treiben; denn der Druckfehler ist ein Naturereignis, an dem die Zeitung, das gedruckte Wort überhaupt unmöglich vorbeikann; es gibt Druckfehler, die keinen Sinn haben, und Druckfehler, die einen anderen Sinn haben, als den der Schreiber seinem Wort geben wollte; diese letzteren sind die schlimmsten. Wie schnell ein Druckfehler entsteht, das weiß nur der, der mit der Zeitung zu tun hat, oder der, der weiß, wie eine Zeitung zusammengeklappt wird.

Eine Segnmaschine ist — für den Laien gesagt! — im Grunde genommen eine riesige Schreibmaschine, mit ähnlicher Tastatur; da zu kommt allerdings noch einiges kritisches und großes Getöse. Aber mit dieser Erklärung ist doch schon für den Laien eine fischhaltige Erklärung für den Druckfehler gegeben; man hat sich leicht vertippt. Druckfehler sollen dann durch den Korrektor gefunden werden; da auch diese Arbeit meist in großer Eile geschehen muß, da vor allen Dingen der Korrektor eine Menge Sachen durcheinander zu lesen hat, so ist auch kein Irrtum erklärlich.

Dieses ist die Vorrede, gesprochen, um das Gute mit dem Nützlichen zu verbinden. Daß man trotz allem immer wieder eine stille Freude an neuen Druckfehlern hat, versteht sich von selbst.

selbst; ärgerlich sind sie nur dem, dem sie unterliegen, dadurchgehen oder auf den sie sich beziehen könnten.

In einer Essener Zeitung stand dieser Tage ein Druckfehler, der geradezu ein Musterbeispiel solchen Naturereignisses ist. Er lautete also:

„Leistungsfähige Großhandlung sucht zu sofort zur Vertretung des Chefs fleißigen zielbewußten Herrn, welcher mit allen kaufmännischen Arbeiten vertraut ist.“

Eine solche Stelle wird sicherlich von manchem Mann sehr begehrt sein; aber die einschlägigen Bewerber wurden bald darüber aufgeklärt, daß es sich eben um einen Druckfehler handelte, daß es eigentlich „Laufmännisch“ heißen mußte.

## Ein bayerisches Bild.

Dieser Tage erhielt ich einen Brief, der sich mit dem Schützenfest und der Mitgliedschaft zum Bürger-Schützenverein beschäftigt; er lautete:

„Lieber Dax! Seit 14 Tagen wird eindringlich um die Mitgliedschaft der Bürger für das Neußer Fest geworben; sowohl in den beiden bisherigen Versammlungen als auch in Deiner Zeitung wurde mit warmem Herzen die Werbetrömel gerührt; sicherlich wird diese Werbung ihre Wirkung tun, und man hört schon von verschiedenen Seiten, daß der Erfolg klar sichtbar wäre; es ist aber vielleicht erlaubt, zu diesem Thema einmal ein paar nähere Worte zu sagen.“

Passives Mitglied des großen Neußer Schützenvereins zu werden, das kostet mindestens 8.— Mark. Um diesen Betrag abzugeben, erscheint in den Wochen vor dem Fest plötzlich einer der beiden Kassenbeamten des Vereins, und wenn man kleiner Geschäftsmann oder Privatmann ist, dann sind diese 8.— Mark „auf einen Knall“ kein Pappenstiel.

Wahrscheinlich wird es Leute geben, die darüber lachen, daß man wegen 8.— Mark in Kreisen der kleinen Gewerbetreibenden soviel Lärm macht und sich an die Zeitung wendet; wer so denkt, der hat noch keine Ahnung, wie es in den Kreisen der Kleinen aussieht, obwohl wir gerne zugeben, daß es schon bergauf geht. Auf die Gewerbetreibenden hat man es in diesem Jahre bezüglich der Mitgliedschaft zum B. Sch. V. besonders abgesehen, und das teilweise mit Recht, weil manche sich in den früheren Jahren damit begnügt haben, nur die Haben-Seite anzunehmen, von der Soll-Seite aber nicht viel zu halten. Weil nun aber auch der kleine und kleinste Bürger gerne sich in diesem Jahre wieder — gleichsam als Vertretung der eigenen Hoffnungsstunde — am heimatischen Fest beteiligen möchte, indem er wenigstens passives Mitglied wird, darum mußte eine Möglichkeit geschaffen werden, den Betrag in Raten, etwa als Monatsbeitrag oder als Vierteljahresbeitrag zahlen zu können; wenn diese Form wahrscheinlich in diesem Jahre nicht mehr durchführbar ist, so sollte man doch in den nächsten Jahren an solche Erleichterungen denken. Diese Erleichterungen müßten sich eigentlich auch auf die Staffelung der Beiträge beziehen, mit dem gleichen Rechte, mit dem man den Gewerkschaften und Gewerkschaften Erleichterungen zuerkennt. Wahrscheinlich würde der Schützenverein dadurch noch einen gewaltigen Zugang erhalten, und zwar von Leuten, die einst in besseren Zeiten wahrscheinlich der eiserne Bestand des Vereins gewesen sind, die aber von den Verhältnissen zum Zuschauen vom Fenster aus verurteilt worden sind, die vielleicht noch obendrein in den Verdacht geraten, sie seien „Düdebecker“ oder gar „Stänker“.

Lieber Herr Dax! Vielleicht leihen Sie in Ihrer Zeitung meinen Ausführungen ein wenig Raum; wahrscheinlich würde Ihnen mancher dafür dankbar sein. Sie haben schon so manches Treffliche in mancher Sache geschrieben, daß ich annehme, daß Sie sich auch dieses Anliegen des Kleinen einmal wieder annehmen.

Mit bestem Gruß und Dank! Unterfchrift.

„Einb, guoni, Anni — im Düsselstätt  
Eilt ein Zeit, wie nihan mit!“

Ein Werkchen aus dem Jahre 1799 enthält allerlei zum Teil amüsante Anweisungen für den Städtebau. In bezug auf „Fußwege in den Straßen einer Stadt“ heißt es da:

„Es ist nicht ungewöhnlich, daß man, teils um des Bequemen und reinlichen Gehens, teils aber auch um der Schönheit willen, in den Straßen einer Stadt, besonders in den Hauptstraßen und vornehmlich an großen Plätzen ganz ebene Fußwege aus Sandstein und anderen Platten macht, immer aber sind solche sehr kostbar, und dann fällt auch gern auf ihnen das Vieh, wenn es von ungefähr darauf kommt, weshalb dann auch ein Pfaster, das man ganz geplattet hat, ganz untauglich ist.“

Schade, daß der Verfasser sich die „untauglichen“ Straßen von heute nicht einmal ansehen kann; er würde Rastherausen machen.

Und, daß die Räder oder sonstiges appetitliches Vieh sich noch sehr über die Unbequemlichkeiten der Bürgersteige von heute zu beklagen hätten, kann man ja auch nicht gerade sagen. Nur ganz selten wird ihm noch die Glatte der Bürgersteige zum Verhängnis gereichen.

Aber wir wollen nicht zu überheblich tun; denn die Zeiten, daß man die Spuren des Neußer Viehmarktes auf der Hauptstraße deutlich und nicht wegdisfuriert sehen konnte, ist noch garnicht so lange her.

Dax.



## Geselligkeit.

Sie: „Eigentlich könnten wir mal wieder ein kleines Fest arrangieren.“

Er: „Findest du es denn so schön, so viele Menschen einzuladen?“

Sie: „Nein, aber bei vielen macht es Vergnügen, sie nicht einzuladen.“ (Etsanka Dagbladet).

## Ein Vorsichtiger.

„Fräulein, was kostet 'n hier ein Wannenbad?“

„Zwei Mark fünfzig, mein Herr.“

„Ja, Sie können es auch billiger haben, wenn Sie eine Sammelkarte für zwölf Bäder nehmen. Die kostet fünf Mark.“

„Wie werb' ich denn! Garantieren Sie mir, daß ich in zwölf Jahren noch lebe?“ (Etsanka Dagbladet).



Am Kloster zu Neuß klopelten von sommerlichen Zwischenarten bereitete Stauden. Stauden, die in der Sommerzeit geruch, stieg gl.

Wie ein mächtig bestreute Wege heimlich die Im Schnitt des besten Mitte sich Mächtige Linde stand eine schwe Eibante zu b.

Von diesem der als Part führten schmale den Klotter prächig geblieben Gärtnern. An d Spatiere bis zur seite des Gärten grünen Ranten Lorbogen in de Wege bildete, aus buntfarbig als lustiger Me Stadt Neuß.

Das Kloster gefallten schritt dem Bildnis v Eichenbän nicht dessen Gestalt teten alle im C „Esto nobis, D murmelten die.

Die Gode rummen. Wie ungestill tourte das Kloster hie eiligen Schritte Angeln und ein der hohen Vor liegenden Stel schaute, die Hän gepant zum fürzte. Es wa

„Alha — W ging dem Eilig Augenbild die als er vor dem

„Hochwürde in der Stadt. Schworen wege Verrat und Un gebierrt nur Bischof Hilse z Kapitel unter aufzichten. — Stadt angrege zudehnen.“

Stadtgarte P. Nackenla.

Jeden Sonn

Brauerei Krefelder Str. Der gute Alt-Bier reichlich, Speise Jed. Freitag Reli

Hotel Pila Krefelder Str. Die gutbürgerl. Hildor Pils Münchner Löwe

Separate Säle Gut geeig, f

Industri An der Renn Bestglegle B Hild Franz

Is. Kiche Vereinsm. o



# DER RITTER VON ST. QUIRIN

Erzählung aus der Geschichte der Stadt Neuss anno 1474-75

## 1. Kapitel.

Im Klostergarten der Regulierten Chorherren am Obertor zu Neuss klopften Ulmen, raunten und säufelten mächtige Linden von sommerlicher Zeit. Auf goldenem Galavogel zog die Sonne zwischen zwei bewegten Zirruswolken am Firmament. Warmen Frieden bereitete sie über diesen Ort der Weltabgeschiedenheit. Blühende Stauden, Bäume und Sträucher, Rosen, Flieder und Pfingstrosen hauchten ihren Duft in die lummende und singende Sommerstimmung. Ein feiner Duft, vermischt mit schwerem Erdgeruch, hing gleich Opferrauch am Himmel.

Wie ein mächtiges Kreuz zogen sich die beiden Hauptwege durch den Klostergarten. Der dunkle Buchsbaumhaum um hiesigste Wege ließ es scharf hervortreten. Alle Schönheit und Heiligkeit dieser paradiesischen Welt schien von ihm auszugehen. Im Schnittpunkt der Hauptwege weitete sich ein Rundplatz, in dessen Mitte sich eine Grotte mit dem Heilandsbilde ruchtig erhob. Mächtige Linden überschatteten das Rondell. Vor der Grotte stand eine schwere eichengehauene Pforte. In der Runde luden Eichenäste zu beschaulicher Ruhe.

Von diesem Mittelpunkt überschaut man den weiten Garten, der als Park und Ziergarten wirkte; zwischen Boscetti aber führten schmale Wege von den Hauptwegen seitwärts und bildeten Alleen, auf deren Beeren und mancherlei Gemüse prächtig gebühten. Fromme Klosterherren waren die fleißigen Gärtner. An der nördlichen Gartenmauer grünten zum Osten Spalier bis zum grauen Gemäuer des Klosters, welches die Südseite des Gartens abschloß. Die Fenster des Klosters lugten aus grünem Rankenwerk in den Garten. Dunkel strahlte Tor und Torbogen in den Hauptweg, der den langen Kreuzgang der Wege bildete. Graue runde ein scharf umfängliches hohes Schieferdach aus dunkelfarbigen Stein, und ein spitzes Giebelmännchen schaute als lustiger Reiter über die Festungsmauern der arbeitsfrohen Stadt Neuss.

Das Kloster zum Garten öffnete sich und ernste Mönchsgestalten schritten über den Hauptweg zur Heilandsgrotte. Vor dem Bildnis verneigten sich die Mönche und knieten auf der Eichenbank nieder. „Oremus!“ sprach einer der Klosterherren, dessen Gestalt die der anderen übertraf. „Oremus!“ antworteten alle im Chor. Mit einer Verneigung fuhr der Prior fort: „Esto nobis, Domine, turris fortitudinis!“ „A facie inimici!“ murmelten die Mönche.

Die Glocke an der Klosterpforte machte die Männer vernehmen. Wie ein Schrei schritt ihr heller Ton durch den Frieden. Ungeheim wurde am Strang gerissen, als wolle ein Riesenhand das Kloster stürzen. In der Stille des Gartens hörte man die eiligen Schritte des Pfortners. Die Klosterpforte freilichte in den Augen und eine laute, erregte Männerstimme tönte dumpf aus der hohen Vorhalle. Die Mönche verharren andächtig in ihrer niedrigen Stellung. Nur der Prior hatte sich erhoben und schaute, die Hände in die weiten Ärmel des Gewandes schiebend, gespannt zum Tor, aus dem ein Mann hastig in den Garten stürzte. Es war ein Jüngling.

„Aha — Meister Bernd“, sprach der Prior zu sich selbst. Er ging dem Jüngling entgegen. Die Mönche wandten für einen Augenblick die Köpfe. Die Lippen des Meisters arbeiteten schwer, als er vor dem Chorherrn stand.

„Hochwürden! Ich bringe schlimme Post! Köhner Boten sind in der Stadt. Der Pfälzer will Krieg! — Er hat uns Rache geschworen wegen der beiden Hauptleute, welche als Spione zu Verrat und Unterdrückung in die Stadt kamen, die gehängt und gevierteilt wurden. Der Burgunder, grauem wie Föhn, hat dem Bischof Hilfe zugesagt. Mit Gewalt will er die Städte und das Kapitel unterjochen und die Herrschaft des Pfalzgrafen wieder aufrichten. — Der Burgunder findet einen guten Grund unsere Stadt anzugreifen; er denkt kein Reich bis zum Rheine auszubringen.“

„Meister Bernd!“, unterbrach der Prior den hastig sprechenden in ruhiger Würde. „Eure Botschaft ist ernst. Wenn dem so ist wie ihr sagt, so werden harte Zeiten über uns kommen. — Doch wir sind in Gottes Hand.“ Die Mönche erhoben sich und bildeten einen Kreis.

„Herr!“, fuhr der Meister erregt fort: „Ihr tröstet, weil ihr meiner Botschaft nicht glaubt. Zweifelt ihr daran? Der Rat schickt mich, Euch zu bitten, in die Stadt zu kommen! Die Boten melden, daß der Burgunder schon sein Heer sammelt. Vom Schweizer Rura bis zur Nordsee hellen sich ihm Truppen; Luxemburger, Pilarden und flämische Ritter, ja Städte aus Lüttich, Gelsen und Rätphen sollen seinem Banner folgen! — Herr, gewaltig ist das Aufgebot des Burgunders! Jögert nicht, es geht um unsere Freiheit und um unsere Heimat! Hier könnt ihr nicht verbleiben. Die Stadt rüstet sich zum Kampf und alles sucht den Schutz der starken Mauern!“

Die hohe Gestalt des Priors redete sich. Aus seinen Augen strahlte warmer Glanz. „Meister Bernd! Wenn ihr wahr gesprochen habt, so möge Gott der Stadt helfen, daß sie diese Probe bestehe. Sagt dem Rat, daß wir nicht nur Zuflucht in der Stadt nehmen. Wir wollen helfen in dieser schweren Not. Das Klein vom Dach und aus den Fenstern unseres Klosters geben wir gerne her; die Bäume dieses Gartens möge der Rat fällen lassen, damit es nicht an Kriegswerkzeug fehle.“

„Gibt Dank, Herr, doch hört weiter was die Boten sagen. Hermann von Hesse, der Stiftsverweser, will selbst die Verteidigung unserer Stadt führen. Ein Fähnlein Ritter und etwa 1200 heilige Hilstruppen hat er um sich versammelt, um sie zur Verteidigung von Neuss einzusetzen. Auch sind etliche hundert Mann Köhner und Bonner Soldner unterwegs. In der Stadt herrscht Mut.“

„Wohlan!“, sprach der Prior, „so geht in Gottes Namen. Sagt dem Rat, daß wir ihm danken für den angebotenen Schutz!“

„So nehmet ihn an, Hochwürden Herren!“, entgegnete Meister Bernd, indem er sein Samtbaret in den Händen drehte, „Eure Hilfe darf nicht fehlen in Not und Tod.“

„Gott schirme die Stadt!“, sprach der Chorherr ernst. Mit langen Schritten eilte der Jungherr zum Kloster, durch das er bald den Blicken der Mönche entwand.

„Brüder“, wandte sich der Chorherr an die ihn umstehenden Mönche. „Den Pfalzgrafen blendet weltliche Macht! Nicht dem Erbprinzen, sondern dem prahlenden Hölbling gilt der Widerstand, den wir stützen müssen. Wie kann der Pfalzgraf der Herzog von Burgund zu seinem Helfer füren, jenen länbergierigen und machthungrigen Fürsten, der seine Fänge in deutsches Blut zu schlagen hofft? — Hier übersteht der Hochmut und die Eitelkeit alle Gefahren, die dem Deutlichkeit und dem Rheine drohen. Diese Städte werden wir verlassen müssen, wenn der Feind, der die Stadt knechtet will, ist auch unser Feind. Den Frieden verbannt der Burgunder mit Gewalt! So möge ihm die leere Stätte bleiben. Tragt das Klostergut in die Stadt und laßt die leeren Mauern zurück. Spendet Mut den Verzagten, helft den Schwachen und Kranken, tröstet die Trauernden und vertraut dabei auf unseren Gott!“

Die Männer verließen den Klostergarten, um den Weisungen ihres Priors zu folgen und sich vorzubereiten auf eine schwere Zeit.

Inzwischen war der Meister in die Stadt geeilt. Als er in der Saal durchs Stadttor strebte, rief der Wächter ihn an: „Meister Bernd! Ihr sollt ins Junfthaus kommen! Die Wollweber mit den Brauern sind nicht eins!“ — Der Meister stieg einen Augenblick. „Was redst du für dummes Zeug, Wächter? Wer ist sich jetzt nicht eins und warum nicht?“

Der Gefragte lachte, einen Grasalm zwischen den starken breiten Ärmeln geklemmt, mit verschmigten Augen. „Nun ja, jede Junft will den Burgunder zuerst begrüßen; die

Wollweber wollen die Nachtgallen<sup>1)</sup> flöten lassen, die Brauer halten Schlangengeßts<sup>2)</sup> und Fallenschrei<sup>3)</sup> für die schönere Feldmusik — ha ha ha!“

Der Meister hastete durchs Tor. Der Wächter lachte kräftig und rief dem Davoneilenden nach: „Teufel, Euch hat die Botschaft verdammt ernst gestimmt! Wegen meiner Augen ist die Sorg' nicht nötig, Meister! Nichts für ungut!“

Im Junfthaus erwarteten die Meister der verschiedenen Jünfte ihren Obermeister wirklich. Als er eintrat wurde es lebhaft in der Runde. Einige gingen ihm entgegen und begrüßten ihn mit Fragen. Er nickte mit dem Kopfe und wehrte mit den Händen ab: „Sagt Euch doch — jetzt Euch doch! Was ich weiß, wißt ihr ja alle.“ Nach einigem Hin- und Herdrängen saßen die Junftmeister in der Diele des Junfthauses an ihren gewohnten Plätzen. Ein stimmungsvoller Raum, war diese Diele, zumal, wenn, wie jetzt, der Abend sein Dämmerlicht durch die bunte Bleiverglasung der Fenster auf die Steinfliesen warf und die Reflexe an der hohen Balkende geisterten. Der Wirt mit seinem roten, vollen Gesicht, dem runden Baret auf dem Kopf und der Leberschürze über dem vorstehenden Bauch kam eben aus dem Stodwerk des Hauses, welches zur Diele hin mit einer geschmückten Gallerie vortragte. Er begrüßte die Meister und alle Köpfe wandten sich dorthin, so daß der Schein des roten Lichtes auf die teils erregten, teils ernsten Gesichter fiel. Malerisch wirkte die Versammlung der Männer in ihren Junfttrachten; desgleichen der warme Raum. Meister Bernd zog, nachdem er sich in den Stuhl niedergelassen, eine kleine Silberdose umständlich aus der Hosentasche und nahm eine ordentliche Prise Schnupfpulver. Dann hub er an: „Freunde, ich sehe alle Meister versammelt. In den kommenden Tagen gibt es weder Wollweber noch Fäbinder, keine Brauerzunft noch Auchenbäder mehr. Meister und Gesell müssen sich dem Rat der Stadt zur Verfügung stellen, damit wir die Abwehr des Feindes vorbereiten.“ Gemurmel ging durch die Reihen. Hier sah man beifällig die Häupter nicken, dort äußerten sich andere Meinungen. Der Sprecher schaute über die Runde. „Meister Corbs! Ihr seid wohl nicht mit dabei?“, fragte er einen der Versammelten, der mit seiner reichhaltigen Gestalt und dem grauen Haar Respekt fordernd auf seinem Holzstuhl saß. Es war der Junftmeister der Brauer. Seine kräftige Stimme hallte hoch von den Wänden wider. „Ich denke, die Jünfte bilden eine Schützengilde und eine Mannschaft für sich.“ Unbeholten in der Kunst der Rede, rutschte der Sprecher auf dem Stuhle, daß die Strebene und Lehne trachten. — „Närrisch helfen wir gemeinsam an dem Festungswerk, doch laßt die Jünfte selbst die Sturmtruppen bilden. Jeder setzt seine Waffen ins Band. Die Fäbinder mögen pflistern. Die Fleischer werden ihre Beile schärfen. Ich meine, jeder nach seiner Art und jeder in seiner Junft. Meister und Gesellen verstehen sich und alle werden in dem Freundeskreis am härtesten kämpfen.“

„Ihr habt recht, Meister Corbs, wenn's ernst wird, mag es sein, wie ihr soeben sagtet. Doch vorerst müssen die Wästen und Wollweber stärker sein. Holz muß rangearbeitet werden, Kugeln sind zu gießen, in den Pulvermühen darf die Arbeit nicht mehr ruhen. Da sollt ihr alle helfen ohne Rücksicht auf die Junft; da mögen alle auf Geheiß des Rates Dienste leisten.“ — So ist's gedacht, Meister Corbs, seid ihr einverstanden?“

Der Gefragte nickte schwerfällig und drehte mit der Hand den Krug, der vor ihm stand, einige Male rund. Niemand widersprach. „So ordnet's also in den Jünften an!“, fuhr Meister Bernd fort, „ich werde als Vortreiber der Jünfte die Verbindung mit dem Rat halten. Wenn der Stiftsverweser eintrifft, so werdet ihr noch Ordre hören.“ — Alle im Kreise gaben Zeichen der Zustimmung und dann saßen die Männer beim Krug zum Umtrunk.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Nachtgallen = kleinere Feldgeschütze mit langem zerlichem Lauf.

<sup>2)</sup> (Serpentine, Wollschiff, Karthause) war ein mittleres Geschütz im Feld- und Belagerungskrieg für Sternfugeln.

<sup>3)</sup> Falken wie Nachtgallen.

In Neuß geschrieben, in Neuß gesetzt, in Neuß gedruckt, in Neuß expediert, wird nur die  
**Neuß-Grevenbroicher Zeitung**  
Sie ist die einzige hiesige Zeitung, die in Neuß entsteht.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                    |                                                                                                                                                                                              |                                                                                                                                           |  |                                                                                                                                                                                                                                                      |                                                                                                                                                                                              |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Stadtgarten - Restaurant</b><br>P. Necklen.<br><b>Jeden Sonntag: Konzert.</b><br>Kapelle: Aug. Kreuter                                                                                                                                                                          | <b>Im Römer</b><br>Joset Hoster, Oberstrasse 126<br><b>Münchener Löwenbräu</b><br>Oeffentl. M.F. 4895, Vereinszimmer b. 65 Personen                                                          | <b>Nach dem Sonntags-spaziergange zu uns</b><br><b>Neusser beliebte Winkel Heute, Wohin?</b>                                              |  | <b>Restaurant „Sängerheim Hohenzollern“</b><br>Jos. Tillmanns<br>Hermannsplatz Ecke Kapittelstr. Ruf 5142<br>Die wohlbekömmlichen, beliebten Brenne-Biere, Barmen, Weiss Schnitzchen.<br>Vereinsaal für ca. 120 Personen.                            | <b>Brauerei für obergäriges Bier „Zum Marienbildchen“</b><br>Niederstr. 42/44 Ruf 6632<br>Das beliebte obergärige Neusser Art                                                                |
| <b>Brauerei „Im Kessel“</b><br>Krefelder Str. 42 Ruf 5761<br>Der gute Tropfen Neusser Art Alt-Bier<br>reioh. Speisek. Kalte warme Speis. Jed. Freitag Ralbekuch. Stets fr. Musch.                                                                                                  | <b>Restaurant „Zur Krone“</b><br>Inhaber Peter Neldt<br>Jahnstr. 55 Ruf 4788<br>Dietrichs Bier hell u. obergärig<br>Vereinszimmer für ca. 80 Personen                                        | <b>Neusser beliebte Winkel Heute, Wohin?</b>                                                                                              |  | <b>Restauration Bürgerhof</b><br>Friedrichstr. 41/43, Inh. H. Paar, Ruf 3420<br>Das beliebte gemüll. Familien-Restaurant<br>Gelegte Biere — Weiss — Ia. Küche<br>Gesellschaftszimmer<br>Schöner Saal für Vereinsfestlichkeiten<br>Jeden Sonntag Tanz | <b>Obergärige Brauerei „Im Dom“</b><br>Michaelstr. 75 Inh. Heinz Wiertz Ruf 5284<br>Das beliebte obergärige Neusser Art<br>Kalte und warme Speisen<br>Seit 1701 im Besitz der Familie Wiertz |
| <b>Hotel Pilartz F. Böminghaus</b><br>Krefelder Str. 62 Ruf 4618<br>Die gutbürgerl. Küche, (opt.) Bier u. Weiss<br>Hildorfer Pils Dortmunder Union<br>Münchener Löwenbräu Grenzquell Pilsener<br>Separate Säle für ca. 50 bis 100 Pers.<br>Gut geheizt, f. Hochz., Vereine u. dgl. | <b>Restauration Jaeger</b><br>Am Markt 27 Ruf 5668<br>Bestgepflegte Biere<br>Ausschank von: Wicküler Pils Schumachers Obergärige<br>Vereinszimmer b. 60 Personen<br>Syphons außer dem Hause. | <b>Industrie-Hotel</b><br><b>Restaurant Peppikus</b>                                                                                      |  | <b>Restauration Paul Paar</b><br>Niederstrasse 41 Ruf 3660<br>Die bekömm. Hildorfer Biere<br>Gesellschaftszimmer, ca. 100 Pers.<br>lassend, noch einige Tage in der Woche frei. Bundeskegelbahn (Freitags noch frei). Billard.                       | <b>Restaur. „Zum Pömpke“</b><br>Inh. Jakob Sprenger<br>Böttger Str. 63 Ruf 4070<br>Altdeutsche Bierstube<br>Bestgepflegte Biere und Weiss<br>diverse Schnitzchen                             |
| <b>Industrie - Hotel</b><br>An der Rennbahn Ruf 8098<br>Bestgepflegte Biere<br>Hildorfer Pilsener<br>Franziskaner Leistikau<br>Ia. Küche Konferenzzimmer<br>Vereinszim. ca. 60 Pers. — Billard                                                                                     | <b>Quirinusbrauerei</b><br>Niederstrasse 32<br>we. Mich. Schmitz, Neu.                                                                                                                       | <b>Restaurant Peppikus</b><br>Kapitelstr. 25 Ruf 2540<br>Das Haus der guten Küche<br>Bestgepflegte Biere Weinkarte<br>Gesellschaftszimmer |  | <b>Im Vommur</b><br>das köstliche Eis, das tiefgekühlte Sichenbier<br>Kaffee-Restaurant<br><b>Haus Niedertor</b>                                                                                                                                     | <b>Korn? nur Giesen's</b><br>Theodor Giesen, Neuß,<br>Kornbranntwein-Brennerei<br>Selt 1744<br><b>Ia. Weine</b><br>Weinkellerei Franz Josten                                                 |

## 九

In seinem  
sich mit der  
politischen Be-

Darum, daß  
Stätte sprech  
entworfen w  
ber 1923, di  
dennoch für  
deutung sei.  
Wenn man  
gen der ander  
auf die ander  
Ende des Re  
Zukunftsges  
ung, insbeson  
rich Edgar  
neorganische  
oben in den  
Menschen, u  
Bringe, würd  
Zur inn  
aus: Die le  
sich der gesam  
fertigung für  
aber auch die  
rung in die  
Konsequenz  
kunft. Die  
über, daß  
Mitteln  
nung im eig  
schaft im St  
zogenen  
Unabhängig  
ung für all  
nisation not  
die Führer  
neuerer u  
Die Part  
bauen in ei  
treuesten Pa  
räumen den  
fes zu gara  
Mitglied  
könne nur  
aber müsse  
auf geleg  
ung zu sch  
tungen der  
ebenfalls  
alle zwei J  
Aus der in  
leisteten m